



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Fokke, Arnold: Die dramatische Kunst E. von Wildenbruchs. 4.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die dramatische Kunst E. von Wildenbruchs.

Von Arnold Fokke.

4.



enn in meinem letzten Aufsatze über die Wildenbruchschen Dramen trotz mancher Ausstellungen der Vorzug dem Stücke „Väter und Söhne“ gegeben wurde, so soll es nun im folgenden meine Aufgabe sein, nachzuweisen, daß von allen bisher besprochenen Stücken die Palme dem „Menoniten“ gehöre. Dieser Beweis wird nach allen den Richtungen, welche in den frühern Besprechungen in Frage gekommen sind, leicht zu erbringen sein.

Was zunächst die Erfindung anbetrifft, so hat damit Wildenbruch ohne allen Zweifel einen glücklichen Griff gethan. Den Titel hat er von dem Glaubensbekenntnis seines Helden hergenommen, dem dieser während seines kurzen Lebens zugethan war, das er aber mit den zu seinem Tode führenden Handlungen von sich abstreift. Das ist alles — dem Anschein nach freilich wenig, aber, wie man sehen wird, doch ausreichend.

Man wird zwar sagen: Was ist uns Hekuba? was sind und bedeuten in der Gegenwart noch die Menoniten? Kaum hat jemand Kenntnis von ihnen, und wenn es solche giebt, wie viele von diesen wissen die Unterschiede, welche die Sekte von Andersgläubigen trennen? In der That, die wenigen Menoniten, die heutzutage noch in Deutschland leben, sind stille, ruhige Menschen, in deren Glaubenssätzen, wie sie sich von denen andrer Leute unterscheiden, kaum noch die Möglichkeit eines Konflikts mit der außer ihrem Kreise liegenden Welt enthalten ist. Nicht als ob dies zu der Zeit, in der das Drama spielt, im wesentlichen anders gewesen wäre. Schon seit Jahrhunderten haben sie die Wildheit und Gefährlichkeit der Grundsätze abgelegt, welche einst die Wiedertäufer in Münster zur Herrschaft bringen wollten. Aber sie hielten im Anfange dieses Jahrhunderts und auch später noch mit starrer Unbeweglichkeit an einigen Sätzen fest, die sie in merkwürdigen Gegensatz zu andern Unterthanen desselben Staates wie zu diesem selbst setzten. So war ihre Deutung des göttlichen Gebotes „Du sollst nicht töten“ eine so buchstäbliche, daß sie auch die Tötung eines Menschen in rechtmäßigem Kriege für eine große Sünde hielten. Waren sie nun auch im übrigen gehorsame und höchst achtbare Unterthanen des Staates, in dem sie lebten, und zeigte sich besonders darin ihre tiefe Religiosität, in allem, was ihr Gewissen nicht berührte, dem Staatsoberhaupte zu geben, was ihm

gebührte, so war doch ihre Renitenz, dem Landesfürsten Kriegsdienste zu leisten, allerorten dieselbe. Aus Gründen, die auf der Hand liegen, konnten sie dies ihr Privilegium überall durchsetzen, und selbst im Staate Friedrichs des Großen, kriegerisch vom Wirbel bis zur Zehe, dachte niemand daran, die ruhigen Leute, die ihre Steuern bezahlten und durch einträglichen Handel, Landwirtschaft und Gewerbe oft viel Geld in Umlauf setzten, in ihrem gottergebenem Stillleben zu stören. Aber die Ausnahme vom Gesetze war auch hier ein Unrecht, und die Menoniten konnten nur so lange daran denken, einen Staat im Staate zu bilden, als dieser sich nicht gezwungen sah, die einschlagenden Fragen einer ernstlichen prinzipiellen Erörterung zu unterziehen. Denn dem Gemeinwesen, dessen Wohlthaten und vor allem dessen Sicherheit man genießt, bloß die erforderlichen Abgaben zu zahlen und ihm auch sonst nicht hinderlich zu sein, damit ist Gottes Gebot vom Gehorsam gegen die Obrigkeit nicht erschöpft. Ausreichenden Dank kann man ihm nur in etwas andern abstaten, in dem Blute, das man entströmen zu lassen bereit ist, nicht den Andern anderer, sondern dem eignen Herzen. Der Satz: Ich will die Waffen nicht tragen, damit ich nicht in die Lage komme, einen Mitmenschen zu töten, kann auch als Deckmantel einer allzugroßen Vorsicht für die eigne Person gedeutet werden. Dagegen gehört zu dem Höflichsten auf dieser Welt der Mann, der, ohne Streit an einem andern zu suchen, die Wehr in die Hand nimmt, um das Vaterland und damit das Beste zu verteidigen, was er auf der Erde sein nennt.

Hierin liegt, was soeben nach dem Vorgange der Alten, die „Erfindung“ des Wildenbruchschen Stückes genannt worden ist. Man wird zugestehen, daß, wenn ein junger Menonit mitten in der ihn umgebenden Regungslosigkeit überlieferter Glaubenssätze durch Vorgänge von ergreifender Art zu andern Überzeugungen gelangt und dadurch nicht bloß mit den eignen Glaubensgenossen, sondern auch mit den Feinden seines ihm eben zum Bewußtsein gekommenen Vaterlandes in Konflikt gerät, darin ein so tragisches Moment enthalten ist, als man sich es nur wünschen mag.

Ist aber dies die allgemeinste Grundlage, aus der sich die Handlung entwickelt, so ist spezieller das Jahr 1809 und die Schilderhebung des Majors von Schill der historische Hintergrund, aus welchem die Personen heraustreten und von welchem sie eine jede die ihr zukommende Beleuchtung und Färbung erhalten. Vor allem übrigen sei dies bemerkt, daß durch einen Erlaß des Kommandanten von Danzig in eine nahewohnende menonitische Gemeinde eben die Kunde vom Schillschen Aufstande gedrungen ist. Zu derselben Zeit kehrt nach einjähriger Abwesenheit Reinhold, der Pflegesohn Waldemars, des Ältesten dieser Gemeinde, ins Vaterhaus zurück, aber nicht, wie er gehofft hat, zu seinem Glück. Der Freund, dem er vor seiner Abreise sein teuerstes Geheimnis anvertraute, hat ihn schmählich hintergangen, und Maria, die Tochter Waldemars, die er liebt, ist die Braut des verräterischen Mathias. Damit ist der erste

Anstoß zu einem tiefen Zwiespalt zwischen denen gegeben, welche bis dahin durch Religion und Freundschaft verknüpft waren, wenn er auch an und für sich noch nicht genügt, der Handlung den schicksalvollen Gang einer Tragödie zu geben. Da kommt Reinhold in die Lage, die Geliebte vor der frechen Zudringlichkeit eines französischen Offiziers schützen zu müssen. Dieses Ereignis findet statt in Gegenwart des Mathias, der dem Angriffe auf seine Braut mit mehr als gleichgiltiger Teilnahmlosigkeit zuschaut, und hat für Reinhold die Folge, daß er sich in einen lebensgefährlichen Ehrenhandel mit dem Franzosen verwickelt sieht. Wenn derselbe ausgefochten wird und zur Kenntnis der menonitischen Gemeinde gelangt, so kommt er mit dieser in einen Gegensatz, der in reichem Maße alle die *πάθη* in sich birgt, welche das Wesen der Tragödie bilden. So die Schürzung des Problems im ersten Akte.

Will man streng sein, so kann man an diesem Punkte zu tadeln finden. Reinhold will uns vom ersten Augenblicke an, man verzeihe den Ausdruck, nicht als besonders satisfaktionsfähig vorkommen. Es ist nicht leicht zu sagen, woran das liegt: mag es die einfache ländliche Umgebung sein, in der er lebt, oder ist es der Widerspruch, in welchem von vornherein die Begriffe Menonit und Zweikampf miteinander stehen, jedenfalls erscheint diese Austragung des Ehrenhandels befremdlich und will uns nicht recht in den Sinn. Auch daß der Franzose nach der derben Zurechtweisung, die ihm zu teil geworden ist, sich mit dieser Schlichtung des Streites zufrieden giebt, ist wenig verständlich. Eigentlich erwartet man, wenn er sich im Übermute des Siegers an dem Mädchen vergreifen hat, er werde auch nicht viele Umstände mit ihrem Verteidiger machen, von dem er doch schwer beleidigt worden ist. Indes, alles in allem gerechnet, darf man sich mit der vom Dichter beliebten Verwicklung zufrieden geben; vermag es der Held, in edler Aufwallung seines Blutes und von einem lebhaften Gefühle seiner Manneschre gehoben, sich über die enge Auffassung seiner nächsten Umgebung hinwegzusetzen, so mag er vor dem starren Kanon einer strengen Moralität nicht bestehen, aber menschlich kann er in unsern Augen nur gewinnen, und was den Franzosen betrifft, so kommt man über eine Inkonsequenz, wenn sie überhaupt eine solche ist, deshalb leichter hinweg, weil sie bei einer sonst nicht wieder auftretenden Nebenperson stattfindet. Hat man aber diesen Anstoß erst überwunden, so ist nicht nur die angemessene Grundlage für die Weiterentwicklung der tragischen Handlung gefunden, sondern man muß auch gestehen, daß diese mehr als in irgendeinem andern Wildenbruchschen Stücke der Forderung der Einheit entspricht. Folgendes ist in Kürze der Gang derselben.

Reinholds Absicht, dem französischen Offizier im Duell zu begegnen, wird von Mathias an die Gemeinde verraten. Da ersterer nun, zwar nicht durch deren Gebot, aber durch die Vorstellungen Waldemars bewogen, in der Hoffnung, Maria für sich zu gewinnen, auf sein Vorhaben verzichtet, so bleibt allerdings sein Zusammenhang mit den Glaubensgenossen erhalten, aber jene Hoffnung

erfüllt sich nicht, da Maria dem Mathias zugesprochen wird. Darüber und weil er von den Franzosen für ehrlos erklärt wird, ist er der Verzweiflung nahe. In dieser Stimmung trifft ihn der Abgeordnete Schills, und von diesem über die Lage des Vaterlandes in Kenntnis gesetzt, ist er alsbald entschlossen, am Kampfe für die Befreiung desselben teilzunehmen; mit ihm ist auch Maria, der im Drange der Dinge der eigentliche Zug des Herzens zum Bewußtsein gekommen ist, zu entfliehen bereit. Aber die von den dreien gefaßten Beschlüsse werden von Mathias erlauscht. Nachdem er der Gemeinde Mitteilung gemacht hat, wird zuerst Reinhold in Gewahrsam gebracht und dann der Plan gefaßt, Henneker — so heißt der Agent Schills — zu der mit seinem Freunde verabredeten Zeit festzunehmen. Indes weiß Reinhold, der sich mit Hilfe Marias befreit hat, dies zu vereiteln. In einer nächtlichen Szene, in dem Augenblicke, wo Henneker von den versammelten Menoniten gefaßt werden soll, fällt Mathias von der Hand Reinholds. Während der gewarnte Parteigänger in der Verwirrung flieht, wird der letztere von den herbeigerufenen Franzosen verhaftet, und Maria stirbt in den Armen ihres unglücklichen Vaters.

Daß in dieser Aufeinanderfolge von Vorgängen das Prinzip der Einheit durchaus aufrecht erhalten wird, bedarf wohl keines Beweises. Zuvörderst ist hier eine Persönlichkeit, die ebenso hervorragend durch große Leidenschaften wie durch starken Willen in allen Stadien der Handlung die Richtung derselben angiebt, und dann sind auch die Beweggründe seines Thuns überall dieselben. Reinhold handelt im ersten und untersten Grunde aus Liebe zu Maria, und wenn sich im Fortschreiten des Dramas zu dem Anfangsmotive noch andre gesellen, im ersten Akte das erwachende Bewußtsein seiner Mannesehre, im dritten die heißaufblühende Liebe zum Vaterlande, so ist es klar, daß diese Flammen sich an der Glut der ersten entzünden. Auch kann man nicht sagen, daß der eine Antrieb durch den andern gehindert oder gar aus der Richtung gedrängt werde. Im Gegenteil, die Leidenschaft der Liebe, die anfangs eine rein selbstsüchtige war, findet Veredlung und Läuterung in dem aufsteigenden Prozesse des seelischen Erwachens des Helden. Die Flamme brennt später nicht minder stark als zuvor, und wenn ein Unterschied da ist, so ist es der, daß sie unter der Nahrung einer höhern Erkenntnis nur heller und reiner leuchtet. So findet sich hier das Umgekehrte von dem, was im „Harold“ zu tadeln war. Wurde dort das Streben für das Vaterland durch die Liebe zu einem Weibe aus seinem geraden Gange geworfen und dadurch Verbreiterung und Verflachung des dramatischen Gegenstandes herbeigeführt, so ist hier diese Leidenschaft die Anfangsbewegung und erhält durch neu hinzutretende Kräfte Steigerung sowohl als Vertiefung. In demselben Maße mithin, wie jenes Stück verliert, gewinnt der Wert des vorliegenden.

Auf eines könnte man tadelnd hinweisen wollen. Reinhold hält sein dem Franzosen gegebenes Wort nicht, und hierin liegt eine Inkonsequenz. Aber es

ist da zu bedenken, daß es gewichtige Dinge sind, die auf das Herz und den Entschluß des jungen Mannes eindringen, außer dem einstimmig verdamnenden Urtheile der Gemeinde die liebevollen, von einem höhern Gesichtspunkte als dem der engherzigen Glaubensbrüder gemachten Vorstellungen des Pflegevaters und vor allem die Hoffnung auf den Besitz der Maria. Also auch hier giebt die Liebe die Entscheidung, und wenn ein Mangel an Folgerichtigkeit vorhanden ist, so bezieht er sich auf ein Moment, das an und für sich betrachtet das wichtigere sein mag, aber in diesem bestimmten Falle als das später hinzutretende die geringere Bedeutung hat. Auch darauf muß hingewiesen werden, daß in diesem Zurückweichen seines Helden der Dichter das Mittel gewinnt, um das beklagenswerte Geschick desselben zu begründen. Hat man eine tragische Schuld nötig — und ich glaube nicht, daß der wahrhaft dramatische Dichter ohne eine solche fertig werden kann —, so liegt sie im gegebenen Falle darin, daß Reinhold im Konflikt seiner Liebe mit der Mannesehre der Letztern untreu wird.

Fast in demselben Maße aber wie in der Handlung wird auch in den beiden andern Beziehungen die Einheitlichkeit des Stückes gewahrt. Daß hier die Herrschaft des Unbewußten sich geltend mache, wird man von einem Dichter wie Wildenbruch nicht annehmen wollen. Haben demnach Plan und weise Absicht gewaltet, so ist es umsomehr anzuerkennen, daß er den Regeln der Alten so weitgehende Zugeständnisse gemacht hat. Nicht zwar, als ob er auch nur die Lessingsche Einfachheit erreicht hätte, aber das darf doch nicht übersehen werden, daß, was den Ort anlangt, kaum ein Szenenwechsel stattfindet. Die ganze Folgenreihe der Auftritte spielt sich entweder in dem am Hause Waldemars gelegnen Garten oder in einem Betsaale dieses Hauses ab. Es kommt hinzu, daß das Ganze in weniger als achtundvierzig Stunden vom ersten Momente der Verwicklung an gethan ist. Das ist wenig Zeit, wenn der Dichter den Zuschauer aus dem Lichte glücklicher Hoffnung durch die Wirren des Lebens in die Schatten des Todes hinüberführen soll. Freilich werden wir später noch zu rügen haben, daß es dabei ohne Sprünge und Willkürlichkeiten nicht abgeht, aber dieser Mangel liegt mehr an etwas anderm, als daran, daß die Ereignisse ihrer Natur nach nicht in den Rahmen dieser Zeit hineinpaßten. Da ist ein rasches und überaus belebtes Aufeinander der Auftritte; doch wenn es an logischem Aufbau derselben selbst an wichtigen Stellen fehlt, so hätte dem der Dichter mit verhältnismäßig geringer Mühe abhelfen können.

Ist dies schon viel des Lobes, so haben wir demselben doch noch ein weiteres hinzuzufügen. Mit welchem der besprochenen Schauspiele man auch den „Menoniten“ zusammenhalten mag, in keinem findet sich eine striktere Durchführung der Charaktere. Von dem des Helden ist schon die Rede gewesen; nächst ihm nimmt das meiste Interesse Mathias in Anspruch. In diesem hat der Dichter einen Böfewicht geschaffen, von dem man im Gegensatze zur Gestalt des Bernhard in

den „Karolingern“ sagen kann, daß er in Wirklichkeit Fleisch und Blut habe. Ich möchte die banale Phrase vermeiden, er sei eine aus dem Leben gegriffene Figur, besonders aus dem Grunde, weil man mit der Versicherung, irgendeine Erscheinung des Lebens aus diesem einfach in die Dichtung übertragen zu haben, einem Dichter nichts weniger als ein Kompliment macht. Wäre das Gegenteil der Fall, so müßte auch Julius Stinde mit den Plattheiten seiner Madame Buchholz ein Dichter sein. Wildenbruch hat den Charakter des Mathias aus der frei schaffenden Phantasie heraus gestaltet und ihn dann nach Maßgabe der ersten Antriebe seines Handelns weitergebildet. Aber deshalb ist er nicht etwa eine bloße Idealgestalt, welche den Fuß nicht auf die Erde zu stellen vermag, wie jener Markgraf von Barcelona, sondern er steckt voll gesunder Realität, die darin ihren Grund hat, daß neben der bloß formenden Phantasie im Dichter auch die freie Beobachtung der Menschennatur thätig gewesen ist. Genau nach der alten Wahrheit von der fortzeugenden Kraft des Bösen, wächst es auch hier unaufhaltbar aus sich heraus und schwillt an bis zur Vernichtung, nicht bloß anderer, sondern auch seiner selbst. Man kann nicht sagen, daß man der Person des Mathias in der Wirklichkeit schon begegnet sei, aber man muß zugestehen, daß man ihr genau so, wie sie ist, begegnen könnte. Es ist also die innere Wahrheit, welche aus den Zügen des Bösewichtes hervortretend die Gemüter ergreift, die Wahrheit, mit welcher der Dichter aus eigenster Beobachtung und freiester Gestaltung der Menschenart nach ihrer schlimmen Seite hin den Spiegel vorhält. Dabei muß anerkannt werden, daß Wildenbruch in der Ausmalung dieses Charakters sich weise Beschränkung auferlegt hat. Es ist das sonst seine Tugend nicht, und hier war die Versuchung groß genug, sich gehen zu lassen. Aber wenn man auch stellenweise ein Wort weniger heftig, eine Geberde maßvoller wünschte, so bleibt er doch im ganzen von dem Vorwurfe frei, der ihm sonst mit Recht gemacht wird, daß die Leidenschaften seiner Menschen sich überschlagen.

Von den übrigen Personen des Stückes ist nur noch Maria es wert, genannt zu werden, und zwar nicht sowohl deshalb, weil sie im Drama selber hervorragt, als weil sie überhaupt von allen Wildenbruchschen Frauengestalten die anziehendste ist. Ist es an dieser Stelle gestattet, einen Rückblick zu thun, so kann man weder die Adele im „Harold,“ noch die Adelheid in den „Vätern und Söhnen“ als eigentliche Charaktere bezeichnen, weil sie, wenn man den Ausdruck gelten lassen will, nur unterschiedslose Flächen der Beobachtung darbieten. Sie sind sanfte, liebende Weiber, und so bleiben sie auch. In der Judith der „Karolinger“ ist neben großem Ehrgeiz nichts anderes bemerkbar, als die unmotivirte Hingebung an einen Mann, den sie nicht kennt. Das ist bei Maria nicht so. Da ist ein sichtbares, fesselndes Anderswerden, ein reizvoller Wechsel der Farbgebung, der von der sanftesten und ruhigsten Abtönung aufsteigt zu flammender Glut. Wie es in einer menonitischen Gemeinde nicht

anders sein kann, noch mehr als die männlichen Mitglieder derselben ohne den Mut der Selbstbestimmung, erzogen in gottergebnem Gehorsam gegen den liebevollen Willen des Vaters, folgt sie den sanften Vorstellungen desselben und willigt in die Verlobung mit Mathias. Zwar ist sie von ihrer ersten Jugend durch eine zarte Neigung mit Reinhold verbunden, aber sie hat doch von der eigentlichen Kraft desselben keine Ahnung, und erst die Ereignisse, welche stürmischen Ganges den Inhalt des Dramas bilden, geben ihr Aufschluß, wohin die Richtung ihrer Gedanken und ihres Herzens geht. So ist hier eine psychologisch durchaus richtige und daher umso fesselndere Steigerung des Seelenlebens eines Menschen von seinem ersten unschlüssigen Erwachen bis zu kraftvollster Selbstbestimmung. In demselben Maße wie bei Reinhold, wächst auch in ihr die Erkenntnis nicht allein des Rechtes ihrer Freiheit, sondern auch das ihrer Pflichten, welche eine weitere und höhere Gemeinschaft als die der Glaubensbrüder ihr auferlegen. Es ist in Wahrheit in hohem Grade rührend und ergreifend, wie das kaum den Kinderjahren entwachsene Mädchen in steter Folgerichtigkeit, zuerst im Widerspruch mit sich selbst, dann in milden Auseinandersetzungen mit dem Vater und endlich in spannenden und doch nicht überspannten Szenen mit dem Geliebten, sich zu seiner höhern Wahrheit durchkämpft.

Nach dem, was bisher über den Inhalt des Dramas gesagt worden, ist es nur selbstverständlich, daß dem auch die Form entsprechend sein muß. In der That hat die dichterische Sprache Wildenbruchs nirgends den gleichen Höhepunkt erreicht. Man hat wohl darauf hingewiesen, daß dieselbe nicht in Übereinstimmung sei mit der einfachen bürgerlichen Stellung, welche die Menoniten einnehmen, und das würde dann ungefähr dasselbe sein, was oben von Reinhold gesagt wurde, daß er dem Leser oder Hörer zur Austragung eines Ehrenhandels mit der Waffe wenig geeignet erscheine. Indes kann der Fehler hier auch an unsrer Vorstellung liegen, welche unbewußt diese Leute tiefer stellt, als es in der Absicht des Dichters liegt. Jedenfalls ist die vorgestellte Einfachheit doch nur eine äußerliche, und da man von den Menoniten weiß, daß sie durch fortgesetztes Forschen in der heiligen Schrift an scharfes Denken gewöhnt sind, so können wir wohl begreifen, daß ihre Gedanken, wenn sie durch große Ereignisse aus der Richtung gedrängt, von der Leidenschaft getrieben werden, den Ton und die Form annehmen, welche der Dichter gewählt hat. Wenn aber im übrigen Wort und Gedanke sich decken, wenn der Ausdruck in Kraft und Tiefe hinter keiner Bewegung weder des Verstandes noch des Gemütes zurückbleibt, aber auch nicht darüber hinausgeht, dann hat der Dichter eine der obersten Aufgaben erfüllt, die ihm gestellt sind, und wer billig und unparteiisch urteilen will, der muß zugestehen, daß Wildenbruch nirgends dieser Aufgabe in höherm Grade gerecht geworden ist als hier. Eine Auswahl von Stellen zu geben sei mir diesmal erspart, ich wüßte auch kaum, welcher der

Vorzug zu geben wäre. Überall ist dieselbe Kraft und Geschmeidigkeit, dasselbe Feuer und derselbe Glanz der Diktion. Es ist viel, wenn von einem Buche gesagt wird, daß man es gern zum zweiten oder dritten male in die Hand nimmt; so oft man den „Menoniten“ aufschlägt, legt man ihn nicht leicht eher beiseite, als bis das Ende erreicht ist.

Bis zu diesem letzten Punkte geht unter sachlicher Würdigung der zu berücksichtigenden Momente das Lob, welches ich der Wildenbruchschen Muse zu erteilen habe, aber darüber hinaus auch keinen Schritt weiter. Vielleicht sogar, daß, um Mißverständnissen vorzubeugen, die gezollte Anerkennung noch in einem Punkte zu beschränken ist. Es wurde oben gesagt, daß die dichterische Form im vorliegenden Drama überall dieselbe Höhe inne halte. Das möchte ich jedoch nur auf die Hauptpersonen und außer ihnen vielleicht noch auf Waldemar und Henneker bezogen wissen. Es ist möglich, daß dem Dichter die sichere Zeichnung und farbenreiche Ausmalung dieser Charaktere deshalb so gut gelungen ist, weil ihm mit ihrem Heraustrreten aus einem engen und beengenden Rahmen in eine weitere und freiere Welt ein größerer Spielraum in Bezug auf die Sprache gewährt war; jedenfalls bleibt die Charakterisierung der übrigen Menoniten, wie auch die Darstellung des Menonitentums im allgemeinen weit hinter jener zurück. Ja man kann sagen, daß zu einer irgend vertiefenden Schilderung seines Wesens der Dichter kaum den Versuch gemacht hat. Aus dem Munde seines Hauptvertreters — es ist dies neben Waldemar Justus — kommt wenig andres als Trivialitäten. Und doch wäre hier eine schöne Gelegenheit für Wildenbruch gewesen, seine poetische Begabung zu zeigen. Ich muß an einen Roman Walter Scotts denken. Im „Herzen von Midlothian“ ist eine der Hauptpersonen der alte David Deans, ein Nachkomme der alten schottischen Presbyterianer, die in einer Zeit grausamer Verfolgung und in blutigen Kämpfen ihren Glaubenseifer und ihre Glaubenskraft bewährt haben. Wenn nun auch der Charakter des Alten den veränderten Zeitumständen gemäß wesentlich anders erscheint als der jener Glaubenshelden aus dem vorangegangenen Jahrhundert, so hat ihn Scott doch mit fester Pinselführung so sicher gezeichnet, hat ihn in einen so sichern Zusammenhang mit seinen Vorfahren gebracht, daß man denken muß, es könne jeden Augenblick in dem Herzen des sonst mild denkenden Mannes die ganze Glut des Fanatismus wieder aufflammen, in der sich jene verzehrten. In einem ähnlichen Verhältnisse wie dieser zu den Presbyterianern stehen die Menoniten des Wildenbruchschen Schauspiels zu den Wiedertäufern der Reformationszeit. Aber Wildenbruch hat sie weder äußerlich mit diesen in Verbindung gebracht, noch hat er ihnen einen Tropfen jenes heißen Blutes gelassen, das einst ihre Vorfahren in der Verteidigung ihres Gottesreiches vergossen haben.

Noch nach einer andern Seite hin darf ein Tadel nicht zurückgehalten werden. So gern man die Folgerichtigkeit in der Entwicklung der Charaktere

zugeben mag, umsomehr muß man sich darüber wundern, wie wenig der Dichter sich Mühe gegeben hat, den Gang der Handlung aus dieser selbst hervorzurufen zu lassen. Zweimal wird ihre Fortführung nur durch den Zufall möglich. Zuerst belauscht Mathias die Unterredungen Reinholds mit Henneker und Maria, und dann wieder dieser den Anschlag der Menoniten gegen Henneker. Was soll man zu einem solchen Mangel an Begründung sagen? So leicht darf sich der dramatische Dichter über aufsteigende Schwierigkeiten nicht hinwegsetzen. Aber es kommt noch schlimmer. Henneker hat alle Ursache, seine Aufreizung zum Freiheitskampfe mit der äußersten Vorsicht zu betreiben. Besonders gegen die Menoniten, deren Wesen er kennen muß, denn sonst wäre er kein richtiger Gemißfär, bedarf es der größten Behutsamkeit, aber davon scheint er keine Ahnung zu haben; er führt sich ein, als ob List und Verschlagenheit für ihn die am ersten zu entbehrenden Eigenschaften seien. Woher weiß er denn, daß er in dem Garten, in den er sich nächtlicher Weile einschleicht, Reinhold finden wird und daß dieser gerade in der Stimmung ist, seinen Plänen Gehör zu geben? Von einer Begründung, daß er eben zu dieser Zeit und an eben diesem Orte erscheinen muß, findet sich keine Spur, und so ist hier dieselbe Willkür wie an einer andern Stelle, von der noch die Rede sein muß. In dem furchtbaren Hereinbrechen der Katastrophe, welche alle schönen Hoffnungen Waldemars zertrümmert, stirbt auch seine Tochter. Man kann mit dem Dichter darüber einverstanden sein, daß mit dem Zusammensturz alles übrigen auch Maria nicht mehr leben kann. Aber wie plausibel auch die Notwendigkeit ihres Todes erscheinen mag, so ist doch damit der Dichter nicht schon der Verpflichtung überhoben, uns auch die Ursache desselben zu zeigen. Maria stirbt plötzlich in den Armen ihres Vaters, aber wodurch dieser Tod herbeigeführt wird, unterläßt der Dichter zu sagen. Das ist eine Fahrlässigkeit, die gerügt werden muß, und das umsomehr, als sie eben nicht allein dasteht, sondern mit den oben angeführten Beispielen eine ganze Reihe bildet und auch in diesem Stücke jene Wildenbruchsche Art kennzeichnet, die wir schon häufig haben tadeln müssen, jene Art, welche in dem Bestreben, einem erregungsbedürftigen Publikum die verlangten Effekte zu bieten, eine der höchsten dichterischen Verpflichtungen übersieht. Gegen diese Art oder, um den richtigen Namen zu gebrauchen, gegen diese Mache, denn *πολιτισ* ist das nicht, sollen denn auch die letzten Bemerkungen, die ich zu den Wildenbruchschen Schauspielen zu machen gedenke, gerichtet sein.

In der Besprechung des „Menoniten“ hat es an Lob nicht gefehlt, aber es ist doch nur ein beziehungsweise gespendetes, kein unbedingt geltendes gewesen. Ist es nach den aufgestellten Gesichtspunkten von allen andern Dramen Wildenbruchs das beste, so bleibt doch die andre Frage, wie es den Vergleich mit den bessern, um nicht zu sagen den besten Stücken unsrer klassischen Literatur auszuhalten vermag. Ich glaube, daß selbst eine oberflächliche Kritik da noch

manches finden würde, was die Probe nicht aushalten könnte. Schon vielfach ist er auf die großen Dichter unsrer letzten Literaturepoche hingewiesen worden, auch darin geben sie ein nachahmenswertes Beispiel, daß sie nicht bloß ihr eigentliches dichterisches Schaffen mit seltenem Fleiße betrieben, sondern auch die vielfachen Vorbedingungen mit eben so unermüdlicher Ausdauer hergestellt haben: Mühe und Sorge nicht sowohl in der immer von neuem wieder begonnenen Arbeit des Glättens und Feilens, sondern auch in schwerem und gründlichem Studium der Alten, der Geschichte und Philosophie. Es soll nicht behauptet werden, daß Wildenbruch nicht arbeite, daß er nicht fleißig sei, aber seine Schauspiele verraten es nicht, auch der „Menonit“ nicht. Talent, dichterische Begabung reichen allein nicht aus, das meiste thut ernste, gewissenhafte Arbeit. Aber der Fleiß ist eben nicht die Signatur unsrer Tage; wie könnten auch sonst so viele poetische Erzeugnisse ohne Wert auf den Markt kommen? Die meisten Dichter der Gegenwart arbeiten, das eine Auge gläubig und andachtsvoll auf den Genius der Poesie und auf die Regeln der Kunst gerichtet, aber das andre schielt nach dem bösen Publikum und sucht zu erspähen, was seine Laune befiehlt. Auch Wildenbruch ist von diesem Vorwurfe nicht frei zu sprechen. Möge er sich hüten, daß man nicht sogar schlimmeres von ihm sage, nicht sage, sein Blick sei noch tiefer gerichtet. Auf dem Parquetboden der Berliner Salons mögen Blumen wachsen, und es mag verlockend sein, sie zum Kranz für die Stirne zu winden, aber die echten Lorberer sind das nicht. Die wachsen anderswo, die gedeihen auf dem Boden unsers gesamten Volkslebens, auf den die treibende Kraft eines umfassenden Wissens und die fördernde Macht treuer und ehrlicher Arbeit übertragen wird.



Spiel und Wette.

Von Veit Valentin.



ie Begrenzung des Begriffsgebietes der im alltäglichen Leben oft ineinander übergehenden Bezeichnungen Spiel und Wette hat der juristischen Wissenschaft schon viele Schwierigkeiten verursacht. Vielleicht ist es einer andern Wissenschaft, der Ästhetik, gestattet, von ihrem Standpunkte aus eine Begrenzung der Begriffe zu versuchen. Oder sollte es unmöglich erscheinen, daß die Entscheidungsgründe der einen Wissenschaft auch für eine andre in förderlicher Weise sich verwenden ließen?

Die Ästhetik geht, um ihr Gebiet zu begrenzen, von dem Wesensunterschiede